

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 18 (1935)
Heft: 22

Artikel: Menschen sind's oder Schakale?
Autor: Albin, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-408635>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 1. und 15. jeden Monats

Sekretariat der F. V. S.
Bern, Amthausgasse 22
 Telephonanruf 28.663
 Telegrammadresse:
Freidenker Bern

Wir können nicht an den Menschen verzweifeln, denn
 wir sind selbst Menschen.

Albert Einstein.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.—
 (Mitglieder Fr. 5.—)
 Sämtliche Mutationen bezügl. des Abonne-
 ments, Bestellungen etc. sind zu richten
 Transithaf 541, Bern

INHALT: Menschen sind's oder Schakale? — Ein rationalistischer Theologe (Schluss). — Magnus Hirschfeld, der Gelehrte und Philanthrop. — Die Kirche als sexualpolitisches Institut. — Feuilleton: Mein schwerstes Kriegserlebnis; Das Antlitz der Zeit. — Aktuelles in den Rubriken «Der Gegner an der Arbeit» und «Literatur».

Menschen sind's oder Schakale?

Von A. Albin.

Die Tatsache, dass in einem Volke einst Herder, Humboldt und Hölderlin lebten und in neuerer Zeit in demselben Volke andere Männer laut geworden sind, deren Namen gleichfalls mit einem H beginnen (Haarmann, Heines); dass zu gleicher Zeit diesem Volke Julius Streicher, seine Schande, und Albert Schweitzer, seine und aller Menschheit Zierde angehören — diese Tatsache allein strafft die «nordische» Ideologie von der Derselbigkeit des Blutes Lüge. Ich bin mir dessen bewusst, dass ich ein Unwürdiges begehe, wenn ich in einem Atem diese Namen nacheinander ausspreche. Aber kein Mensch, sofern er noch bei Vernunft ist, wird zu behaupten wagen, ein Schweizer und ein Streicher — ich führe nur dieses Prachtexemplar an — seien desselben Blutes und derselbigen Art. Sie sind es nicht. Wer das Leben und Wirken beider nicht kennt, dem genügt es, schon allein die Gesichter dieser Menschen einander entgegenzuhalten. Sie werden ihm ausreichenden Bescheid geben. Sie werden ihn belehren, welcher Menschengruppe der eine und welcher Geschöpfsgattung der andere anzugehören ist.

Diese Gattung ist es, die in dem «Dritten Reich» das Wort führt und, da sie ihm den Ton angibt, bewirkt hat, dass Deutschland heute ausserhalb aller Kulturwelt steht. Das «Dritte Reich» hat ein schönes Land in einen Friedhof verwandelt und ein grosses Volk lautlos und unglücklich gemacht. Seine führenden Männer haben ihren «Volksgenossen» das holdste Geschenk der Natur, die Sprache, geraubt, dies Mittel, das die Menschen eint, indem es Mensch zu Mensch gesellt und ihm möglich macht, seine Freude mit dem anderen zu teilen, sein Leid durch Worte zu verringern und zu erleichtern. In Deutschland herrscht die Ruhe eines Kirchhofs. Die Lebenden dürfen nicht reden. Fanfaren und Standarten sollen die Verzweiflung übertäuben und verschönern. Aber die Stimme der Toten vermögen sie nicht zum Schweigen zu bringen. Die Toten reden laut, so laut, dass sie sogar an das versteinte Ohr des Dr. Goebbels dringen. Um jeden Preis will er nun auch diese Stimmen verstummen machen. Es ist die Stimme von zwölftausend jüdischen Soldaten, die im Weltkrieg für Deutschland sich von Granaten in Fetzen zerreissen liessen.

Die Welt sieht ruhig und schweigend zu, wie man Tausende einem langsamem, verzweifelten Hungertode preisgibt, wie man sie «gesetzlich» plündert und ausraubt — wie men-

schenähnliche Geier über und hinter ihnen her sind, heulend und krächzend, blut- und leichengierig. Sie triumphieren, wenn sie Menschen in Hungersqualen sich winden sehen. Sie rufen: Heil!, wenn sie Leichen wittern. Die Menschheit, der soviel von Nächstenliebe gepredigt wurde seit jeher, sieht ruhig und schweigend zu. Die Vertierung des «nordischen Heroismus», die sich an Menschen auswirkt, bringt sie nicht aus der Fassung. Ein gut Teil dieser Ungeheuerlichkeit des Schweigens, des Nicht-Aufschreibens ist den Diplomaten aufs Kerbholz zu zeichnen, die ausser sich in keinem anderen einen Menschen anzuerkennen scheinen. Die Millionen anderer sind ihnen nur Bataillone, Regimenter, Divisionen — Kanonenfutter. Im übrigen — eine innere Angelegenheit! Tierschutz ist eine allgemein-menschliche Angelegenheit — Menschenschutz nicht.

Die Lebenden winden sich in Hungerqualen — und schweigen. Aber die Toten reden. Sie schreien auf. Die zwölftausend toten deutschen Juden, die im Krieg gefallen sind, während Dr. Goebbels in den Hörsälen sicher sass und sein Erlösungswerk daheim plante. Deutschland hat diese Gefallenen gleich anderen geehrt und ihnen ihr Recht zuteil werden lassen. Ihre Namen stehen auf den Kriegerdenkmälern und Erinnerungstafeln verzeichnet neben den Namen ihrer «arischen» Kameraden, denen in ihrer Jugend oder ihrem reifen Alter dasselbe Los geworden. Man muss aller menschlichen Gefühle bar sein, um vor den Toten zumindest nicht hatzumachen. Und das ist Dr. Goebbels. Nachdem er aus dem Kampfe mit den lebenden Juden, welchen Kampf er gemeinsam mit den ehrenwerten und seiner würdigen «Parteigenossen» à la Streicher führte, siegreich hervorgegangen ist, begann er nun einen Kampf mit den in den Schützengräben zerfetzten und an den Stacheldrähten hängengebliebenen Juden, deren Stimme seine Lügen überschreit. Er verfügte, dass die Namen der kriegsgefallenen Juden von den Denkmälern und Tafeln entfernt würden. Nicht genug, dass jüdische Kriegsinvaliden von jeder Unterstützung und jedem Hilfswerk ausgeschlossen sind, er vergeht sich an den Toten, die pflichtbewusst ihr Blut für ihr deutsches Vaterland, das sie liebten und nicht plünderten, gegeben haben, in einer Art, die das Gewissen der Welt aufrätteln und ihr die Augen auftun sollte, wie sehr von dieser Kreatur das Menschentum geschändet und besudelt wird. Es muss wahrlich kein Blut, sondern Eiter im Herzen haben, wer

sich zu einer so bodenlosen Verruchtheit «aufzuschwingen» vermag. Nordischer Heroismus tut sich auch in Leichenschändung kund. Dem Reichskriegsministerium scheint diese infernale Niedertracht klargeworden zu sein, indem es den Geigenbefehl erlassen, dass die Kriegsdenkmäler und Erinnerungstafeln von niemand angetastet werden dürfen. Soldaten, die wissen, was es heißt, dem schrecklichsten Tod in die Augen sehen, haben damit ein Menschliches bewiesen, dessen ein moralisch-heroischer Hinkemann, ein Sumpfkobold niemals fähig sein kann.

Die Toten schreien. Sie gellen Dr. Goebbelns ins Ohr. Aber die Welt schweigt, statt mit in diesen Schrei der Toten einzustimmen und laut anzuklagen und dem Leichenschänder ins Gesicht (!) zu brüllen: «Hände weg von den Toten! Wessen Herz voll Eiter keine Ehrfurcht vor dem Leben aufzubringen vermag, wage sich nicht mit seinem Geifermund an die Toten heran! Er entweihe nicht mit seinem Pferdefuss, was der Tod geweiht hat.»

Die Toten schreien. Sie klagen die Kreatur und ihre Mit helfer in Menschengestalt, die ihren ewigen Schlaf beunruhigen, tausender Verbrechen an den Lebenden an. Die Toten schreien, dass es die Welten erschüttern sollte: «Schakale! Schakale!»

Ein rationalistischer Theologe.

Von Prof. Th. Hartwig, Prag.

(Schluss)

Auch der Begründer der Quantentheorie, der Nobelpreisträger Prof. Dr. Max Planck (Berlin), hat in seinem Vortrag «Die Physik im Kampf um die Weltanschauung» (als Broschüre im Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1935 erschienen) — ohne übrigens direkt mit Leuten vom Schlag eines Bavink zu polemisieren — gegen eine missbräuchliche Auffassung von der «Unbestimmtheit» atomarer Vorgänge Stellung genommen. Er bezieht sich dabei gerade auf jenes Beispiel, welches von Bavink sozusagen als Kronzeuge für die «Freisetzung des Einzelnen durch Gott» angezogen wird:

«Der Zustand eines sich bewegenden Elektrons, wie ihn die klassische Physik zur Berechnung seiner Bewegung als bekannt voraussetzen muss, umfasst die Lage und die Geschwindigkeit des Elektrons. Nun hat sich gezeigt, dass jede Methode, die Lage eines Elektrons genau zu messen, die genaue Messung der Geschwindigkeit ausschliesst, und zwar wächst die Ungenauigkeit der Geschwindigkeitsmessung gerade entsprechend der Genauigkeit der Lagenmessung; und umgekehrt, nach einem ganz bestimmten angebbaren, durch die Grösse des elementaren Wirkungsdatums bedingten Ge-

setz. Ist die Lage des Elektrons absolut genau bekannt, so ist seine Geschwindigkeit völlig unbestimmt, und umgekehrt.»

Bedeutet dieser Ungenauigkeitsfaktor deshalb schon eine Aufhebung der Kausalität, d. h. der ursächlichen Verknüpfung physikalischer Vorgänge? Keineswegs. Planck fügt an dieser Stelle auch sofort hinzu: «Selbstverständlich darf man daraus nun nicht sogleich den Schluss ziehen, dass eine Gesetzmässigkeit überhaupt nicht existiert, sondern man wird den Misserfolg auf eine mangelhafte Formulierung des Problems und eine dementsprechend verfehlte Fragestellung schieben.» Es ist also nur notwendig, auf Grund der Erfahrungen in der Atomphysik, die «grundätzliche Frage nach der Aufgabe und nach den Leistungen der Physik» zu stellen.

Die Quantenmechanik liefert Gesetze «von lediglich statischem Charakter». Dabei ist jedoch «zu bemerken, dass die Gültigkeit statistischer Gesetzmässigkeiten mit dem Walten einer strengen Kausalität sehr wohl verträglich ist. ... Der Grund für die Ungenauigkeit der Messungen in der Atomphysik braucht nicht in einem Versagen der Kausalität zu liegen, sondern sie kann ebensowohl auf einem Fehler der Begriffsbildung und der daran anknüpfenden Fragestellung beruhen.» Damit wird allen Versuchen der Dunkelmänner, aus der verfeinerten Fragestellung der modernen Physik für ihre dogmatischen Phantasien Kapital zu schlagen, ein Riegel vorgeschoben.

Um keinen Zweifel über seine Einstellung zu weltanschaulichen Fragen im allgemeinen und zur Religion im besonderen zu lassen, bemerkte Planck übrigens schon in der Einleitung zu seinem Vortrage, dass jede «Weltanschauung, die Anspruch auf umfassende Geltung erhebt, auch auf die Gesetze der unbelebten Natur Rücksicht nehmen muss, und dass sie auf die Dauer unhaltbar ist, wenn sie mit diesen in Widerspruch gerät». Und er fügt noch ausdrücklich hinzu: «Ich brauche hier nicht hinzuweisen auf die Schar religiöser Dogmen, denen die physikalische Wissenschaft den Todesstoss versetzt hat.» (Sprung von mir. H.)

Eine so aufrichtige wissenschaftliche Gesinnung wie bei Planck finden wir heute nur mehr bei wenigen Gelehrten. Ich verweise diesbezüglich auf meinen Bericht über den VIII. Internationalen Philosophenkongress in Prag. (Vgl. «Freidenker» vom 15. September, 15. Oktober, 1. November und 1. Dezember 1934, sowie auf meine Schrift «Die Krise der Philosophie», Prag, Michael Kacha Verlag.)

Am deutlichsten offenbart sich die Hilfsbereitschaft gewisser Wissenschaftler für den Wiederaufbau der Religion in den Schriften des bekannten englischen Forschers Jeans, über den noch gesondert zu berichten sein wird. Hier sei nur, um Miss-

Feuilleton.

Mein schwerstes Kriegserlebnis.

Von Rudolf Jeremias Kreutz.

Es ist eigentlich ein Erlebnis aus dem Frontkrieg, der lag damals im Frühling 1918 schon 3 Jahre hinter mir. Ich war ein Kriegsgefangener, auf der Flucht aus Sibirien begriffen, hatte trotz mancherlei Fährlichkeiten «Sau» gehabt und die berüchtigte Uralbarrière, die asiatische «Tennyfalle» Tscheljabinsk unbehelligt durchfahren. Jetzt lungerte ich aufatmend im Bahnhof von Ufa umher — schon auf europäischem Boden Gottlob — und wartete auf einen Zug, der mich eine Etappe weiter, nach Simbirsk an der Wolga bringen sollte. In Russland muss man sich in Geduld üben. Man tut gut daran, sich fatalistisch auf unbegrenztes Warten einzurichten.

So tat auch ich, so taten alle, die gleich mir auf Weiterförderung harrten. Der fahrplännässige Verkehr war damals — im März 1918 — ins Stocken geraten. Von den zertrümmerten Fronten rollten regellos Truppentransporte an, aufgelöste Bataillone und Regimenter. Die Soldaten hatten sich schnell in «pazifistische» bolschewistische Meuterer verwandelt. Und da es noch keine Ordnung, also keine Löhne und Verproviantierung gab, strebten Horden findiger Vaterlandsverteidiger nach dem noch nicht ausgehungenen Westsibirien, um Lebensmittel zu hamstern und sie dann in den Hungerbezirken Kasan und Simbirsk preiswert schlechthandelnd loszuschlagen.

Die Perrons wimmelten also von solcherart beflissenen Menschen, denn auch sibirische Bauern und Fäuerinnen witterten die Konjunktur und warteten, mit Eiern, Brot, Butter und Milch «eingedeckt», auf die nächste Gelegenheit, weiterzufahren. Warteften schwatzend, rauchend, Erdnüsse kauend und spuckend tagelang.

So bummelte auch ich auf den geräuumigen und schmutzigen Gehsteigen schon den zweiten Tag, scharf nach dem längst überfälligen Fernzug nach Kasan—Simbirsk auslugend.

Im Umherschlendern stiess ich von ungefähr auf ein junges, semmelblondes Bauernmädchen. Es sass in einer Ecke auf einem grossen, neuen Reisekorbs aus geflochtenem spanischem Rohr und schlief. Die Arme mochte arg müde sein. Das Geiärm der Stimmen, das Poltern der vielen Schritte, das Gröhlen und Lachen störte sie nicht im geringsten, ja, als ein Soldat sie aus Unachtsamkeit derb ans Bein stiess, wurde sie nicht munter. Ihre hohen Stiefel waren kotbefleckt, der Rock und die ärmellose Schafpelzjacke zeugten von langer, mühsamer Wanderschaft über Land. Das hübsche, sommersprossige Gesicht trug einen friedlichen Ausdruck, die Augen waren tief umschartet, ein geblümtes, verknötes Tuch lag schlapp auf ihrem Schoss. Es schien keine Wegzehrung mehr zu enthalten.

Plötzlich — ich war gerade wieder vorbeigependelt und drehte der Schläferin den Rücken — hörte ich grelles Kreischen und gewahrte, mich umwendend, eine alte Frau, die mit heftigen Gebärden auf das Mädchen einschrie und es schliesslich an den Schultern rüttelte. Nun schlug die Kleine die Augen auf, verschlafene,